
*Worte zur Woche vom
Freitag, 22. Mai 2020*

Gedanken zur Woche

Liebe «sprachlose» Gemeinde

Wir alle werden sprachlos beim Gedanken, was sich nun weltweit abzeichnet. Die weltweit potentiellen Folgen der Pandemie sind jetzt schon ins Unermessliche gestiegen. Und wieder einmal trifft es die Schwächsten am Härtesten. Während sich ein «Lock down» in den gut versorgten Industrieländern überlebensstrategisch zugunsten der Eindämmung des Virus als sinnvoll oder sogar als nötig vertreten lässt, bewirkt ein solcher in vielen afrikanischen Ländern oder auch in Ländern wie Indien das Gegenteil. Es verschärft die ohnehin schon prekäre Versorgungssituation exponentiell. Wer schon hungert oder am Existenzminimum lebt und keine Vorräte zuhause hat, kann nicht zuhause bleiben, ohne tatsächlich zu verhungern. Und doch wird dies von Millionen zurzeit im Namen der «Gesundheit» verlangt und strikte durchgesetzt. Es ist kaum zu fassen, wie dies zu rechtfertigen ist. Es droht weltweit eine nie dagewesene Hungersnot mit Toten in dreistelliger Millionenhöhe. Schiffe in den Häfen mit Hilfsmitteln «dürfen», wie zum Beispiel in Jemen, erst nach zwei Wochen Quarantäne gelöscht werden, während Millionen im gleichen Land am Hungern sind. Eine unglaubliche Verblendung ist im Gange in der Meinung, damit das «Nötige» zu tun. Die Prioritäten scheinen sich an einigen Orten in der Welt nicht mehr an den tatsächlichen Situationen zu orientieren, sondern werden «ideologisch» gesetzt. Eine Entwicklung, die uns alle sprachlos macht. Die Hilfswerke sind am Verzweifeln, weil es an allem fehlt und die Gelder in andere Richtungen fließen.

Und doch scheinen uns die Hände gebunden. Wir können sehenden Auges nicht verhindern, was weltweit im Gange ist. Es ist deshalb auch

verständlich, dass immer mehr schlicht nicht mehr die Nachrichten schauen und sich lieber verkriechen möchten, um abzuwarten, bis alles vorbei ist. Wir sind hier in der Schweiz in der ausserordentlich komfortablen Lage, dass wir tatsächlich rundum mit allem versorgt sind. Uns geht es im Vergleich zu vielen immer noch sehr gut und wir dürfen dies auch dankbar zur Kenntnis nehmen. Und dies soll uns auch helfen, auf das Klagen auf hohem Niveau zu verzichten und die derzeitigen Einschränkungen geduldiger zu ertragen. Auch in Bezug auf das Reisen, wobei gerade auch dadurch wieder unzählige Menschen, die vom Tourismus abhängig sind, um ihre Existenz bangen müssen. Auch hier zeigt sich unsere weltweite Dilemmasituation.

Ja, wir befinden uns tatsächlich in einer Dilemmasituation. Wir können es drehen und wenden, es geht nie wirklich auf. Was wir auch tun oder nicht tun, es ändert wenig an der Grundsituation. Solange das Notrecht gilt, sind uns die Hände weitgehend gebunden. Wir können wütend werden und protestieren und auch die Behörden und Sicherheitskräfte herausfordern, wie dies an verschiedenen Orten auch schon geschieht. Aber wir erreichen damit nicht das, was wir wollen, sondern verschärfen die Lage nur noch. Die Verantwortlichen «müssen» sich wehren und für «Ruhe und Ordnung» sorgen, auch wenn die Anliegen der Protestierenden durchaus ihre Berechtigung haben. Andere sind verunsichert oder wie gelähmt vor Angst und sind froh, dass die Regierung schaut, dass alles weiterhin in «geregelten Bahnen» laufen kann. Es gibt Zeiten, in denen das «Gehorchen» und bewusste «Unterordnen», die «richtigen» Haltungen sein können. Das muss nichts mit Schwäche zu tun haben, auch wenn es sich für uns nicht als befriedigend anfühlt. Dies ist das unangenehme Grundempfinden einer Dilemmasituation. Und noch sind wir in dieser Phase der Pandemie. Wir können nichts anderes tun, als uns innerhalb unserer zugestandenen Möglichkeiten zu bewegen und zu hoffen, dass sich diese Phase bald dem Ende zuneigt, wie es bei uns ja weitgehend schon der Fall ist.

Und doch heisst dies nicht, dass wir nicht sehen, was geschieht. Im Gegenteil, wir sollen sehend und wach sein, um dann wirklich auch aktiv zu werden und Verantwortung zu übernehmen, auch politisch, auch als Kirche, wenn die Zeit dafür reif ist. Und es wird nicht mehr lange dauern. Das Versammlungsverbot wird bald gelockert. Bis dahin geht es darum, innerhalb der Grenzen, die uns gesetzt sind, das Mögliche zu tun. Und es

gibt viel zu tun. Wie ich dies letzte Woche schon thematisiert habe, sind nach wie vor viele Menschen unter uns, die durch das «social distancing» ins Abseits der Isolation geraten sind und dringend «resozialisiert» werden sollten. Dies sollen und dürfen wir tun, und dies ist auch eine schöne und dankbare Arbeit. Auch dürfen wir Betriebe, wie Restaurants oder kleinere Läden des Detailhandels, welche durch den «lock down» eine harte Zeit durchmachen mussten, bewusst besuchen und damit unterstützen.

Es kann auch eine Chance sein, eine Dilemmasituation zu akzeptieren und bewusst auszuhalten, ohne sie ändern zu «müssen». Wir können uns dann stattdessen auf unseren unmittelbaren Wirkkreis konzentrieren und aufmerksam beobachten, was in unserer direkten Umgebung geschieht. Seit Wochen war unser Kopf mit «dem Thema» so etwas von «besetzt», dass wir immer wieder Gefahr liefen, uns kaum mehr «wirklich» zu unterhalten und dass dabei unsere persönlichen, alltäglichen Anliegen neben diesem Überthema kaum mehr Platz fanden. Dabei haben wir ein bisschen das «Gespür» für den eigentlichen Moment einer Begegnung mit einem Unbekannten oder auch Bekannten verloren und es immer wieder verpasst, unser Gegenüber mit dem, was ihn bewegte, wirklich wahrzunehmen. Als Jesus einmal von einem Gesetzeslehrer im Zusammenhang mit der «Nächstenliebe» gefragt wurde, wer denn sein Nächster wäre, den er lieben sollte, antwortete er mit einer Geschichte. Wir kennen sie alle. Die Geschichte vom barmherzigen Samariter. Der Mann, der überfallen und niedergeschlagen allein und verletzt liegen blieb, wurde zwei Mal von Passanten bewusst ignoriert. Dass diese gesellschaftlich oder religiös als Vorbilder galten, war sicher nicht zufällig. Bestimmt hatten sie «gute» Gründe dies zu tun, einen wichtigen Termin, das Gefühl der Überforderung oder die «Überzeugung», nicht die richtige Person für diese «Art» von Hilfe zu sein. Vielleicht hatten sie auch Angst stehenzubleiben, um nicht womöglich auch noch überfallen zu werden. Es hätte ja auch ein Hinterhalt sein können. Darauf kam ein Händler, ein Ausländer im damaligen Kontext, welcher bestimmt auch seinen «Fahrplan» hatte, und hielt den Anblick aus. Er habe «Mitleid» empfunden, sagte Jesus, und habe dann getan, was getan werden musste, um diesem armen Kerl zu helfen, auch wenn dies etwas kostete, Zeit und auch Geld, um eine angemessene Betreuung sicherzustellen. Am Schluss fragt Jesus diese überraschende Frage, wer von diesen drei

Passanten dem zum Nächsten geworden sei, welcher am Boden lag. Eine unerwartete Umkehrung. Der Nächste muss nicht der Schwache und Hilflose sein, sondern der, der sich vom Leid des Anderen «berühren» lässt und sich mit Herz und Tat einbringt. Die Nächstenliebe ist dann nicht vom «Gefälle» geleitet, das zwischen dem Helfenden und dem, der Hilfe braucht, entstehen kann, sondern wird zur «Herzenssache», als natürlicher Teil einer echten Begegnung oder menschlichen Handlung.

Dies wünsche ich uns allen, dass wir uns inmitten all dem, was schwierig, unsicher, schlimm und überfordernd ist, was gerade in der Welt geschieht, wieder vermehrt von unseren Herzen leiten lassen; dass wir das «Selbstverständliche» tun, nachdem wir uns von dem, was wir sehen, berühren lassen; dass wir durch unser Sein und Tun anderen zu Nächsten werden dürfen und dabei auch wieder neu erfahren dürfen, was Liebe in ihrer unmittelbaren Bedeutung sein kann; dass wir auf Augenhöhe gehen mit unseren Mitmenschen und dabei uns selber gleichzeitig wieder unmittelbarer wahrnehmen dürfen, als lebendige Wesen, die eingebettet in einer Gemeinschaft, sich gegenseitig tragen und stärken.

Ich wünsche uns allen erfüllende und beglückende Momente in dem, was uns unmittelbar an Lebendigkeit diese Wochen begegnen wird. Und dass die Angst vor was auch immer, möglichst keine Nahrung mehr finden muss und gegenüber dem Leben und der Dankbarkeit darüber weichen darf.

Freuen wir uns auch an dem wunderbaren Wetter, das uns die nächsten Tage erwarten wird.

Ich wünsche allne e psunders gueti Wuche! 😊

Pfr. Matthias Fürst

Geschichte zur Woche

Kapitel VIII

Nun war es soweit. Der Pilgertag am Sonntag nach Ostern stand an, zu dem Künsche eingeladen hatte. Und es kamen alle: Da waren der gewissenhafte Wanderführer Kari und sein neuer Wanderfreund Fritz, der seine Partnerin Hanna mitbrachte, weiter das ältere Ehepaar Judith und Felix, die extra den Ausflug mit der Familie ihrer Tochter in den Zoo verschoben hatten, und das jüngere Ehepaar Christina und Samuel, die voller Hoffnung waren, schon bald ein Pflegekind zu bekommen und so zu einer kleinen Familie zu werden.

Sie alle staunten nicht schlecht, als sie sahen, wie viele Familien in diesen Gottesdienst pilgerten. Viele kamen tatsächlich von der katholischen Pfarrei, aus der sich seit dem Mittelalter Menschen auf den Weg zum Kloster machten, zu welchem sie dazumal gehörten; allerdings hatte es sich in der neueren Zeit so eingebürgert, dass für die meisten der Pilgerweg hier endete und sie nach dem Gottesdienst wieder in ihr Dorf zurückkehrten, während der kleinere Teil von ihnen Richtung Kloster aufbrach.

Wie es Brauch war, nahmen die Pilger ihr an Oster geweihtes Wasser mit und übergaben es Künsche, der ja als Sigrüst amtete. Er nahm es entgegen und goss es sorgfältig in das Weihwasserbecken. Das war für alle, die sich schon vor der Kirche eingefunden hatten, das Zeichen, dass man sich hineinbegeben konnte. Künsche beschrieb seinen Bekannten, auf welchem Kirchenbank er für sie reserviert hätte und dass dort bestimmt alle sieben Platz fänden. Es wäre gleich neben seinem Sigrüstenplätzchen, wohin er sich begeben würde, sobald die Orgel ertönte.

So gingen sie hinein, wobei Judith sich mit dem Weihwasser bekreuzigte. Dabei wandte sich Felix zu Künsche: „Bist du wirklich sicher, dass dieses Becken aus dem Mittelalter stammt? Es macht für mich einen erheblich jüngeren Eindruck.“ Künsche war allerdings mit den hineinströmenden Gottesdienstbesuchern beschäftigt und sagte verständlicherweise zu Felix: „Das können wir nach dem Gottesdienst besprechen. Genieß doch jetzt die Feier.“

Nachdem das Eingangsspiel der Organistin beendet war, begrüßte der Pfarrer die Orts- und die Pilgergemeinde. Traditionell zitierte er dabei die Verse 1 und 7 aus dem Psalm 27, mit denen er ausdrücklich jene Gottesdienstbesucher willkommen hiess, die gekommen waren, um für Schwangere und getaufte Säuglinge um Gottes Beistand zu bitten und dabei eine Kerze anzuzünden: „Der Herr ist mein Licht und meine Rettung, vor wem sollte ich mich fürchten? Höre, Herr, mein lautes Rufen, sei mir gnädig und erhöere mich.“

Weil Künsche dieses Bibelwort jedes Jahr zu hören bekam, wusste er nur zu gut, dass vom zitierten Wort „Höre“, mit welchem der zweite Vers einsetzte, der Sonntag vor Pfingsten seinen lateinischen Namen „Exaudi“ erhalten hatte. Künsche konnte nicht anders und flüsterte das seinen Banknachbarn entgegen. Felix, der zufälligerweise direkt neben ihm sass, erwiderte ihm daraufhin trocken: „Geniess doch jetzt die Feier“, und tätschelte ihm dabei freundschaftlich den Oberschenkel.

Als es schliesslich soweit war und, wer wollte, nach vorne gehen konnte, um eine Kerze anzuzünden, erhoben sich auch Samuel und Christina. Es war für sie ein bewegender Moment, als sie ein schmales Kerzchen gereicht bekamen, dessen Licht der Osterkerze entnommen worden war, und dieses Licht einer noch unberührten Kerze überreichten. Voller Hoffnung dachten sie dabei an das kleine Mädchen, dass schon bald zu ihnen stossen dürfte und baten Gott darum, dass das auch so kommen möge.

Währenddessen nahmen auch Felix und Judith ihre Enkel ins Gebet, die sie auch schon bald sehen würden; und viele in der Kapelle handhabten das in ähnlicher Weise wie sie. Auch wenn Künsche das schon unzählige Male miterlebt hatte, so war es für ihn doch jedes Mal wieder ein besonderer Moment, wenn alle andächtig in Gedanken bei ihren Liebsten waren.

Plötzlich kam ihm, was ihm so zuvor noch nie passiert war, das Schicksal des Jungen vor Augen, der kurz vor der Einweihung der Kirche verunglückt war. Vielleicht war es deswegen, weil Künsche vor zwei Wochen darüber so ausführlich aus seiner Familiengeschichte erzählt hatte. Doch als dann die Gemeinde in ein Lied einstimmte, verflog bei ihm der Anflug von Trübsinn wieder.

Am Ende des Gottesdienstes begab sich Kösche zusammen mit dem Pfarrer zur Kirchentür und verabschiedete artig alle, die sich hinausbegaben. An ihm schritt, als einer der letzten, Felix vorbei, den er zur Seite nahm und sagte: „Du, als in der Kirche die Kerzen angezündet wurden, ist mir etwas in den Sinn gekommen, das ich dir zeigen möchte. Warte kurz!“ Daraufhin blickte Kösche zu den anderen sechs Gästen, die zusammenstanden und auf sie beide warteten, und rief ihnen zu: „Geht schon mal ins Restaurant. Der runde Tisch ist für euch reserviert. Petra wird euch bedienen. Felix und ich kommen gleich nach.“ Während diese nun zur Wirtschaft hinübergangen, machte sich Kösche mit Felix daran, die mittelalterliche Turmtreppe hinunterzusteigen.

„Hier unten hat es eine Kammer, in der ich schon lange nicht mehr war,“ erzählte Kösche. Er sperrte die Tür auf und trat mit Felix in einen Raum, der sich getrost als Rumpelkammer bezeichnen liess. „Solltest du recht haben und die Innenausstattung der Kapelle ist gar nicht so alt, wie ich glaubte, dann könnte es doch sein, dass hier drinnen noch kirchliche Gerätschaften aus der Zeit des Mittelalters herumliegen.“

Felix stöberte ein wenig umher und hielt dann voller Stolz ein uraltes kleines Becken in die Höhe: „Wer weiss, vielleicht ist das die originale Weihwasserschale der Kapelle!“ Kösche wollte es jetzt natürlich genau wissen: „Woher kennst du dich denn so genau aus mit derart alten Kirchengeräten?“ Felix antwortete: „Es ist ja nur eine Vermutung von mir, ich bin kein Experte. Aber ich fertige als Hobby aus Schmiedeeisen Kunstgegenstände und durfte auch schon für die eine oder andere Kirche etwas kreieren. Dabei bekommst du mit der Zeit ein Gefühl, ob die Inventarstücke zusammenpassen oder aus verschiedenen Epochen stammen. Ich könnte dir jetzt nicht sagen, in welcher Zeit das jetzige Weihwasserbecken hergestellt wurde, ich habe einfach den Eindruck, dass es jünger ist als der Rest der Ausstattung.“

Felix entdeckte hinter all dem Gerümpel noch eine Tasche, deren Form den Anschein machte, als ob darin Bücher wären. Als Felix fragte, ob er mal reinschauen dürfte, meinte Kösche lapidar: „Klar, das sind, glaube ich, nur eine alte Bibel und Gesangsbücher von früher.“ Neugierig nahm Felix einen Augenschein. Kösche hatte schon Recht, aber da war noch mehr. Ein Buch stach heraus, in dem Felix sogleich zu blättern begann. „Du, Kösche,“ sagte er nach einer Weile aufgeregt, „darin hat es datierte

Protokolle aus der Anfangszeit der Kapelle. Vielleicht hatten sie das Buch noch eine zeitlang hier belassen und dann vergessen, es zusammen mit anderen Büchern im Dorf unten zu archivieren. Keine Ahnung, ich bin ja kein Historiker. Möchtest du selber mal reinschauen?“

Küschke musste sich nicht zweimal bitten lassen. Und tatsächlich! Er fand eine Notiz über den Bruder von Margit, seiner direkten Vorfahrin. Küschke konnte die alte Schrift nur teilweise entziffern, was er aber erkennen konnte, war unmissverständlich. Der Bube wurde auf dem Friedhof bestattet. Die Gräber lagen damals rund um die Alpkapelle. Ein Hinweis hob aber das Ungewöhnliche daran hervor: Man vergrub ihn auf Wunsch der Angehörigen ohne Grabstein. Über die Beweggründe dazu, war nichts zu lesen; bestimmt hatte es mit ihrer Trauerverarbeitung zu tun. Was aber dort stand, war folgendes: „Der Apfelbaum auf dem Friedhof, der stets schöne Früchte trägt, solle sein Grabstein sein dürfen.“

Küschke erleichterte es ungemein, dass dieses offene Kapitel seiner Familiengeschichte nun geklärt war. Er schlug das Buch zu und sagte zu Felix: „Das hat solange hier geruht, dann kommt es um eine Stunde mehr oder weniger auch nicht mehr drauf an. Lass uns zu den anderen in die Wirtsstube gehen. Die warten bestimmt schon auf uns.“

Was in der Runde am grossen Tisch so alles erzählt wurde, werde ich gerne beim nächsten Mal erzählen.

Pfr. Stefan Rathgeb

Gebet zur Woche

«Der Himmel, der ist, ist nicht der Himmel, der kommt, wenn einst
Himmel und Erde vergehen.

Der Himmel, der kommt, grüsst schon die Erde, die ist, wenn die Liebe
das Leben verändert.»

Kurt Marti (Lied 867 im ref. Kirchengesangbuch)

Die Corona-Zeit.

Sie ist ein neues Kapitel.

Die Seite wird umgeschlagen,
und plötzlich ändert sich die Geschichte.
Ändert sich alles.

Die Corona-Zeit.

Manchmal kommt sie mir so vor,
als ob das Leben uns jetzt zurufe:
Nichts ist beständig!
Wenn Du etwas festhältst,
dann nur, um es in demselben Moment
wieder freizugeben.

Die Corona-Zeit.

Ein Vakuum der Verlangsamung
Ein Kondensat aufs Wesentliche
Ein Spiegel
Ein Hinhören
Ein Himmel ohne Kondensstreifen.

Was rufst Du uns zu, Gott,
in dieser sonderbaren Zeit?
Wenn nun die Seifenblase platzt,
die Strassen sich wieder füllen,
die Schnelligkeit wieder beginnt
pulsierend den Takt zu schlagen.

Was rufst Du uns zu, Gott,
in diesem neuen Kapitel
mit seiner unerwarteten Wendung?

Ich möchte still werden.
Noch einmal.
Jetzt umso mehr.
Die Maske abnehmen.
Bei Dir, Gott,
muss ich keinen Abstand wahren.
Ich möchte hinhören
unverstellt
offen und ehrlich,
in das atmende Leben
in den Himmel
in die Tiefe des Meeres.

Überall bist Du
Wartest Du
Gott
Mit Deinen Liedern
Und sammelst
All das Vergangene
All das Neue
Alle Zukunft
In Deinem Krug.

Amen.

Pfrn. Katharina Steinmann